

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Die Wahl zu Schildberg

urn:nbn:de:bsz:31-62031

wohl so sprechen; mein Schwager Schönbach, der Kunstmaler, der ihr auf dem Fuße folgte, hatte eine reizende Skizze entworfen, eine



Joseph-Beigerl-Verkäuferin in der kleidamen Alpentracht und eine junge Mutter, ihren Liebling auf dem Arm, wie der „Gauwuzl“ dem Waisenkinde eine Gabe reicht. Wie viel lebendiger hatte der Künstler dies mit wenig Strichen dargestellt, als es mir im Eingange dieses Versuchs mit bloßen Worten gelungen ist! Doch verachtet mir darum die Gabe des Wortes nicht, sie wirkt oft unberechenbar weit in Zeit und Raum. Wenn z. B. diese bescheidenen Bergweilchen in den Lahrer Hinfenden verpflanzt werden und auch nur die Hälfte seiner vielen tausend Leser erfreuen, so darf ich wohl zufrieden sein.

Die Wahl zu Schildberg.

ein, so etwas war noch nie vorgekommen, in der ganzen Welt noch nicht; nicht einmal in der berühmten Amtsstadt Schildberg, wo doch laut „Amtsblatt für Stadt und Bezirk“ jeden Tag etwas Neues passiert. An so etwas konnten sich selbst die bekanntesten ältesten Leute nicht erinnern.

Nämlich es war heute der Tag des heiligen Wendelin, des Schutzpatrons der alten Stadt Schildberg. An diesem Tag aber fand alljährlich der große herbstliche Krautmarkt statt. Von morgens um 7 Uhr an rollte gewöhnlich Wagen um Wagen, voll von Krautköpfen, auf den Marktplay. Der Play füllte sich, die Straßen sperren sich. Bis zum alten Stadthor stand unbeweglich, festgekeilt, ein Wagen hinter dem andern. Manchmal kamen nicht einmal alle zum Thor hinein. Da gab es dann die schönsten Krautköpfe um ein Spottgeld, daß die Bauern fluchten und die Städter lachten.

Das Kraut aber hat für die Schildberger eine große Bedeutung. Nirgends in der Welt wird soviel Sauerkraut gegessen als in Schildberg. Hier war seit alten Zeiten das edle Gemüse der unbefruchteten König aller Speisen. Ein Schildberger ist bis auf den heutigen Tag auf seinen gefüllten Sauerkrautständer im Keller so stolz wie ein Weinbauer auf sein Zwanzigohmfas, ein Waldbauer auf seine Holzbeige. Die kleinsten Kinder vermögen schon ungeheure Mengen des Krautes zu bewältigen. Wenn einer von Schildberg gehängt wurde und sein Henkersmahl bestellen durfte, so hätte er seiner Stadt Schande zu machen geglaubt, hätte er etwas anderes verlangt als Sauerkraut. Kein Wunder, daß die Bürger von Schildberg in der ganzen Gegend die „Sauerkrautständer“ genannt wurden. Böse Zungen behaupteten, der Stadtturm, den die Stadt im Wappen führe, sei eigentlich ein Krautfaß, und die steinerne Nase am Portal der Stadtkirche ein Krautkopf.

Warum die Bürger von Schildberg gerade auf dieses Gemüse so verlesen sind, wird verschieden erklärt. In einer alten Chronik stand, die Stadt sei einst von den Hunnen belagert worden und den Bürgern seien dabei die Kanonenkugeln ausgegangen. Da hätten sie in der Not den Feind mit festgefrorenen Krautköpfen

bombardiert und dadurch in solchen Schrecken und Verwirrung versetzt, daß sie einen Ausfall wagen und die Feinde zum Abzug zwingen konnten. Zum Dank dafür hätten sie sich und das Sauerkraut dem heiligen Wendelin gewidmet, auf dessen Tag das glückliche Ereignis geschah, und beschlossen, auf diesen Tag zum ewigen Andenken einen großen Sauerkrautmarkt abzuhalten. — Allein zu der Hunnenzeit war das Pulver noch gar nicht erfunden, nicht einmal in der Stadt Schildberg, welche doch in allen Dingen die Fahne der Kultur und des Fortschritts stets hochhielt. Daher trägt diese Erzählung den Stempel der Erfindung auf der Stirn und muß vor der streng wissenschaftlichen Forschung weichen. Der Herr Lehrer hatte schon vor Jahren mit zwingenden Gründen dies dargelegt, und man muß den rechtlichen und fortschrittlichen Sinn der Schildberger Bürgerschaft anerkennen, welche um der Wahrheit willen bereit war, dieses Ruhmesblatt aus dem Kranz ihrer Geschichte zu streichen, ohne dem Historiker gram zu werden. Es ist also demnach vielmehr auf eine andere Erklärung Wert zu legen, wonach vor vielen, vielen Jahren zur Zeit einer großen Pest der heilige Wendelin einer Nonne im Traum erschien und mitteilte, die Pestilenz sei deshalb über die Stadt gekommen, weil viele Bürger, darunter sogar etliche Ratsherren, am Freitag in der Nase Schweineknöchle zu essen pflegten; die Seuche könne nur dadurch weggenommen werden, daß erstens am Freitag alles Fleisch gemieden, im übrigen aber mindestens dreimal in der Woche Sauerkraut gegessen würde. Zu diesem Behufe sollte die Stadt den Nonnen den großen Wasenader schenken, damit sie nach dem Willen des Heiligen dort ihr Kraut bauten. Dies geschah, und die Pestilenz erlosch. Item, mag es sein, wie es will: die Schildberger ahnen ihr Sauerkraut, daß sie schwigten, und befanden sich wohl dabei. Daher war der St. Wendelinstag ein wichtiges Ereignis.

Heute aber geschah etwas Unerhörtes. Nämlich gestern stand im „Amtsblatt für Stadt und Bezirk“, es hätten fremde Händler ringsum alles Sauerkraut der Gegend aufgekauft, um es nach Berlin und anderen großen Städten zu versenden, und für die Stadt Schildberg werde wohl sehr wenig übrig bleiben. Es sei also der Bürgerschaft zu raten, sie möchte ihren Bedarf nur so schnell wie möglich decken.

Diese Nachricht bedeutete aber für unsere Stadt ebensoviel, als wenn die Grönländer in der Grönländer Landeszeitung gelesen hätten, alle Seehunde seien nach Helgoland ausgewandert. Eine fieberhafte Aufregung bemächtigte sich der Stadt. Schon am frühesten Morgen des St. Wendelintages standen die Leute mit Karren, Körben und Säcken ängstlich harrend am Marktplay. Es war zudem noch ein echter Regentag, wie er in der Schrift steht, mit heulendem Oktobersturm. In der Nacht hatte man ein starkes Gewitter gehört, in dieser Zeit etwas Schreckliches. Das bedeutete das baldige Herannahen eines strengen Winters, das Eingefrieren sämtlichen Krautes der Erde. Ein strenger Winter, und kein Sauerkraut! Alte Weiber weisagten bereits den Untergang der Welt und beschlossen, sich für diesen Fall noch vorher um jeden Preis tüchtig zu verproviantieren. Als daher die ersten vollgeladenen Wagen mit Sauerkraut in den Markt einfuhren, wurden sie gestürmt wie zur Zeit einer Hungersnot. Die Städter überboten sich. Fabelhafte Preise wurden gezahlt. Ob die Köpfe wurmig, klein oder faul waren, alles eins. Nur her damit! Und es wollte doch nicht reichen. Immer noch standen Gruppen von verzweifelnden Menschen umher,

die leeren Säcke zum Schutz gegen den strömenden Regen über Kopf und Schultern deckend. Wenn wieder ein neuer Wagen einfuhr, erschallte ein Jubelgeschrei. Aber die Bauern waren auch nicht auf den Kopf gefallen. Als sie merkten, wie die Hasen liefen, schraubten sie die Preise noch mehr in die Höhe. Ein alter Hutmacher stand vor einem Bauern und hielt ihm alle Wohlthaten vor, die er schon in seinem Hutladen gegessen haben sollte. Er, der Hutmacher, habe ihn stets mit den allerbilligsten Preisen und mit vorzüglicher Ware bedient, weil er es sei, auch einmal seinem Bublein einen halben Weck geschenkt, u. s. w. Aber der Landmann ließ sich nicht erweichen. Er stopfte kaltblütig seine Pfeife und sprach: „Wenn ich bei Euch einen Hut kaufe, so sagt Ihr, was der Hut kostet. Kauft Ihr bei mir das Kraut, so sage ich, was das Kraut kostet.“ Damit warf er so unachtsam eine große schmutzige Decke über den Haufen der kostbaren grünen Köpfe, daß dem Hutmacher vor Grauen über diese Behandlung der Gottesgabe die Haare seines Hutfilzes zu Berge standen. Ein anderer Bauer stieg auf den Brunnen hinauf, der mitten auf dem Marktplatz stand, und steckte dem steinernen Ritter ein mächtiges Krauthaupt auf den Spieß, den Städtern zum Dohn.

Dieses Wesen dauerte ungefähr eine Stunde lang. Noch nie waren die Krautbauern so früh erschienen, noch nie alle Borräte so schnell verkauft. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte die Bürgerchaft abermals ein Gelübde an den Krautheiligen gethan, damit er anstatt Wasser Sauerkraut vom Himmel hätte regnen lassen.

Vielleicht bekam auch St. Wendelin ein Einsehen. Wenigstens hörten der Regen und der Sturm plötzlich auf; mit den ersten Sonnenstrahlen kehrte auch der Mut in die Schildberger zurück. Auch rollten wieder etliche frische Wagen an und man konnte doch, allerdings mit schwerem Gelde, sein Kraut noch erwerben. Glücklicherweise, als ob er zum Hungertode verurteilt und dann wieder begnadigt worden wäre, eilte jeder mit der Beute heim, sofort das Einschneiden beginnend, als ob ihm die geliebte Nahrung nochmals geraubt werden könnte.

Alles dies hatte sich in früher Morgenstunde zuge tragen, noch lange vor der Zeit, in welcher sonst der eigentliche Krautmarkt begann.

Aber was geschah? Schöner und klarer wurde das Wetter, und mit jedem Ruck, den der Minutenzeiger auf der Stadtuhr machte, rollte ein neuer Krautwagen auf den Marktplatz. Die Bürger machten große Augen. Allmählich sammelten sich die Wagen auf der Straße an, schon mußte einer kurz nach dem Thore Halt machen, einer blieb unter dem Thore stehen; der Thorwart, d. h. der Gefängniswärter, kam fluchend herangeschossen und

verlangte, nach Vorschrift eines hohen Oberamts müsse der Wagen aus dem Thor heraus, bei Todesstrafe. Aber das ging schon nicht mehr, denn hintendran war auch einer angefahren, hinter dem noch einer, und so weiter bis an den Kirchhof, wo die langen Pappeln stehen. Kurz, es kam genau wieder wie sonst auch, ja noch viel ärger. Man hätte mit den Krautköpfen das Königreich Polen pflastern können.

Da aber gab's ein gewaltiges Aufsehen in der Stadt. Die Leute eilten auf die Straße und starrten die Wagen an, als ob sie in ihrem Leben noch keine Krautköpfe gesehen hätten. Und ebenso schauten die Bauern verwundert drein, als ob ihnen noch nie ein Bürger von Schildberg zu Gesicht gekommen wäre, was doch beides nicht der Fall war. Einfältige Leute aus der Stadt schienen nicht abgeneigt, das Ganze als ein Wunder anzusehen. Sie hätten gern angenommen, das Kraut sei auf Veranlassung des heiligen Wendelin vom Himmel gefallen; aber die Bauern konnten diesen Weg unmöglich genommen haben; denn einmal sahen ihre Kleider und Stiefel nicht darnach aus, dann fluchten sie auch



Seine Rede glich dem Plätschern eines Brünneleins.

zu sehr und waren den Bürgern schon längst bekannt. Also blieb nichts anderes zu denken übrig, als daß sich einer mit der löblichen Bürgerchaft einen sehr schlechten Wis erlannt habe, indem er die falsche Nachricht in das „Amtsblatt für Stadt und Bezirk“ rüden ließ. Man schwur nun allerdings dem heimtückischen Schuft alle Rache, und sah schon das hohe Oberamt wegen groben Unfugs einschreiten. Aber was half das? Die Schildberger waren zu großem Schaden und noch größerem Spott gekommen. Jede Feder des duftenden Krautes, das sie sonst so lieblich dachte, mußten sie nunmehr mit Ärger hinterzuschlucken. Ein trostloser Winter stand bevor.

An diesem für die Geschichte Schildbergs so bedeutsamen Morgen saß Meister Fleckauf, der Herrschmied der Amtstadt, schweigend auf seinem dreibeinigen Arbeitsstuhl und schnitt die Schäfte zu einem mächtigen Paar Kanonentiefeln zurecht. Mit ihm arbeiteten, ebenfalls stumm wie Fische, noch zwei Gefellen und ein Lehrling. Es herrschte in der Stube der wirzige, kräftige Duft, welchen nur Feder in Gemeinschaft mit Pech und Tabakdampf, sowie kochendes Sauerkraut, drei lebendige, kräftige Schuster und ein Lehrling hervorbringen können.

Der Meister war sonst nicht schweigsam. Sein Mundwerk stand vielmehr nicht ein Vaterunser lang still. Seine Rede glich dem Plätschern eines Brünneleins. Meister Fleckauf hielt es nämlich für seine Pflicht, den Gefellen für ihre Arbeit nicht nur Lohn und Essen, nebst dem Feder für ihre Privatstiefel, sondern auch geistige Nahrung, geistige Kleidung, geistiges Stiefelmaterial zu geben. War nicht er, der Meister Fleck-

auf, seiner Zeit als Gefelle berühmt in ganz Wien, weil er eine große Weltgeschichte, Schillers Gedichte nebst dem Don Carlos wörtlich auswendig wußte? Das aber ist Bildung, und Bildung bekanntlich das Höchste auf Erden. Deshalb war Herr Fleckauf ernstlich bestrebt, seinen Gefellen jeweils auch einen Teil seines ungeheuren Wissens löffelweise zu verabreichen.

Des Morgens, wenn sie sich frisch gekümmert auf ihren Dreistuhl setzten, las er zuerst die gestrige Nummer des „Amtsblattes für Stadt und Bezirk“ vor. Er hatte abends Zeit gehabt, sämtliche Fremdwörter in einem besondern Fremdwörterbuch nachzuschlagen, über sämtliche genannten Städte, Dörfer, Personen, die er noch nicht kannte, sich zuverlässig zu unterrichten; jetzt aber legte er los. Er fragte die Gefellen alles ab, wovon er dachte, daß es ihnen unbekannt sei. Dann, wenn sie keine Antwort wußten, schalt er ihre geistige Leere, ihre Ignoranz, ihre Indifferenz, lobte sich und seine Zeit, wo es anders gewesen sei, und begann eine Vorlesung über die verschiedensten Gegenstände, in denen er die Gefellen als Ignoranten entdeckt hatte. Von den Sternen Mars und Sirius ging's nach Böblingen in Schwaben, dann auf eine Viertelstunde nach Sibirien, dann ganz zurück ins graue Altertum zu Kaiser Karl dem Großen, oder zu den heidnischen Römern, endlich gar in den Himmel, wo der bibelfeste Schuster ebenso genau Bescheid wußte, wie in den Gassen von Schildberg. Diese Lektion dauerte bis zum Mittagessen und von dort wieder bis an den Abend, mit nur ganz kurzen Unterbrechungen, welche den Ohrfeigen des Lehrjungen gewidmet waren. Die Gefellen heuchelten zwar großen Respekt vor der Gelehrsamkeit des Meisters und große Aufmerksamkeit, aber heimlich wünschten sie den Karren zum Knuck. Der Regensburger dachte verstohlen seufzend an die Gasse zu Magdeburg, ob sie ihm auch treu bleiben werde, wo doch der Lindauer, sein gefährlichster Nebenbuhler, dorten als Soldat stand. Der Stuttgarter aber mit seiner langen Nase rechnete im stillen aus, wieviel Geld er im Jahr verdienen würde, wenn er für jeden Stuch, den er machte, einen halben Gulden bekäme, und für jeden Nagel, den er in die Sohlen schlug, einen ganzen. Dann hätte er nämlich schon in einem einzigen Jahre soviel beisammen, daß er getroffen Mutes um des Meisters Vene freien dürfte. Ach wäre das schwarze, flinke Mädel nicht, so wäre er dem alten Karren schon längst davongelaufen. Ach das Mädel! Es war sein Glück und sein Unglück! Auch er seufzte viel. Nur der Lehrjunge paßte auf. Manchmal ließ er sogar den Beckdraht sinken, an dem er drehte, und schaute den Meister vergnüglich grinsend an. Aber nicht um der goldenen Worte willen, welche aus dessen Munde strömten, sondern weil der Meister gar so ein drolliges Maul machte, wenn er sprach. Gewöhnlich wurden dann die Gedanken des Lehrjungen durch eine Ohrfeige wieder zum Beckdraht zurückgerufen.

Aber, wie schon gesagt, am heutigen Morgen, am St. Wendelinsmarkt, war der sonst so gesprächige Meister auf seinem Stuhl so stumm wie ein Gözenbild. Scheu sahen ihn von Zeit zu Zeit Gefellen und Lehrling von der Seite an. Was war denn nun los? Es fehlte ihnen etwas, wie dem Müllerknecht, wenn auf einmal die Mühle stillsteht. Der Regensburger riet in seinem böshafsten Gemüth auf einen argen Katzenjammer; aber der Meister hatte doch auch sonst schon nachweisbar einen tüchtigen Schwips heimgebracht und trotzdem am andern Morgen frohlich sein Mühlwerk laufen lassen. Der Stuttgarter dachte gar nichts, sondern arbeitete wie ein Feind; so war es seine Gewohnheit. Der

Lehrjunge aber hatte heute an des Meisters Gesicht desto größere Freude. Das zuckte nämlich in allen Winkeln. Bald schaute es drein, als ob der Meister in den siebenten Himmel verzückt wäre; es strahlte vor Freude. Plötzlich aber zogen sich dunkle Wolken zusammen; es blipte in den Mundwinkeln und in den Augen; eben glaubte man, ein Gewitter wolle sich mit furchtbarer Gewalt entladen; schon rückte der Lehrjunge ängstlich mit seinem Dreifuß auf die Seite, denn wenn etwas los war, so bekam er die ersten Blitschläge. Aber wunderbar — die Wolken verzogen sich wieder, die Blitze wurden schwächer und schwächer, sanfte Wehmut lagerte sich über der Landschaft. Allein ganz war noch nicht zu trauen; es zuckte wieder, jedoch nicht in schrecklichem Zorn, sondern in Spott: herb, beißend, höhnisch, tödlich. Er war moralisch vernichtet, den es traf. Er schlich sich von dannen, beschämt wie ein begoffener Pudel. Siegesbewußtsein, aber doch wieder gemischt mit Hoheit und Grobmut, leuchtete ihm nach. — Der Lehrjunge schaute dem allem zu und sperrete das Maul weit auf; aber er verstand nicht, was es bedeutete. Wir aber wissen es: Meister Hans Fleckauf studierte im stillen eine Rede, eine Wahlrede, eine politische Rede, wie sie in Schildberg noch nie gehalten worden, seitdem der Schöpfer Schildberg erschuf, eine Rede, von der noch in Hunderten von Jahren Kinder und Kindeskinde erzählen sollten.

Nämlich die Schildberger Bürger waren, wie auch sonst in allen Dingen, so ganz besonders in der Politik wohl bewandert. Sie waren politische Köpfe. Und da bekanntlich gescheite Leute nicht alle das nämliche denken können, sondern einer alles besser weiß als der andere, so bildeten sich auch in Schildberg zwei Parteien: die Partei der Opposition und die der Regierung, oder die Volkspartei und die Regierungspartei. An der Spitze der Volkspartei stand Herr Rechtsanwalt Feiß, ein gewandter Redner, ein geriebener Advokat; er beherrschte den Gemeinderat, das Rathhaus und alles, was demselben zugethan und anverwandt war. Ohne seinen Willen oder wenigstens sein Wissen konnte kein Haar vom Haupte eines städtischen Nachwächters fallen, was doch gewiß viel heißen will. Fest und stramm hielt er die Zügel des Stadtreiments in seiner Hand. Wer im geringsten sich muckte, slog aus dem Stadtrat oder der Bürgerversammlung hinaus. Wer also etwas in Schildberg sein, sagen, gelten, werden wollte, mußte in allen Dingen auf Herrn Feiß schwören, hören, trauen, bauen; selbstverständlich ließ man auf dieser Seite nur von Herrn Feiß seine Prozesse führen und verlieren. Und er sorgte dafür, daß die Prozesse nicht ausgingen. Das Standquartier der Volkspartei war im Gasthaus „Zur goldenen Rose“. Hier pflegte allabendlich Herr Feiß das heilige Feuer der Freiheitsbegeisterung bei seinen stammenden Zuhörern zu schüren. Er schilderte ihnen, wie die Beamten sich drücken, bücken, schmeicheln, kriechen, ihre Überzeugung verknugnen müßten, um es zu etwas zu bringen. Er wisse es ganz genau, denn er sollte dereinst auch Beamter werden. Aber weil er die Freiheit über alles liebte, weil er die Not des armen, gedrückten Volkes kannte, beschloß er, lieber den Stand des Rechtsanwaltes zu wählen, d. h. ein Anwalt der Freiheit und des Volkes zu sein; fürs Wohl des Volkes werde er sein lebenslang streiten und, wenn es sein müßte, fallen. Schon anno 49 habe er als Student zu Heidelberg im „Haulen Pelz“ eine Rede gehalten, die ihm drei Tage Karzer eintrug. Aber es kümmerete ihn nicht, ob sie ihn auch da oben haften. Die Minister wußten wohl, daß solche Männer, wie er, nicht dulden

würden, was die Regierung vorhabe, nämlich dem Volke bald den letzten Rest der Freiheit zu rauben, es in die alte Sklaverei und Knechtschaft zurückzuschrauben. Nie werde er es dulden! Eher sterben! — Kein Wunder, daß bei solchen Worten den Bürgern von Schildberg das Männerherz im Busen höher schlug. Wenn Herr Feiß gar noch gegen die unerträgliche Steuerbelastung, gegen den Militarismus, gegen die Korruption von oben sprach, so geschah es, daß mancher mutige Bürger freitragend, tyrannenbassend eine Faust unterm Tisch oder in der Hofentasche machte.

Aber auch die Regierungspartei hatte ein fähiges Oberhaupt, den neuen Amtsverweser, Assessor Dr. Frey. Wenn er sich auch mehr im Hintergrunde hielt und lieber andere vorschickte, so blieb er dabei dennoch die Seele des Bundes. Natürlich vergalten die Oppositionsmänner diese seine heimliche Thätigkeit mit bitterem Hasse. Feiß konnte den Charakter des jungen Beamten — natürlich hinter verschlossenen Thüren — nicht schwarz genug malen, und mancher frei- Bürger zudte höchst verächtlich über ihn die Achsel. Allein damit hinderten sie nicht, daß gar viele Herzen dem Assessor zufließen. Vor allem die der jungen Damen. Hätte man das je gedacht, daß Schildberg in einem einzigen Sommer mehrere Bälle zustande brächte? Dem Assessor gelang dies spielend. Aber das war gerade das Bedenkliche, daß ihm alles gelang. Er war der Held des Tages. Er zog die Seelen der Jugend von Schildberg spielend von der Freiheit weg ins Lager der Knechtschaft. Man hätte sich die Haare ausraufen mögen, daß die jungen Leute heutzutage von der Freiheit und Herrn Feiß so wenig wissen wollten! Es ist keine Gesinnungstüchtigkeit mehr in den Menschen! Wenn das nur ein paar Jahre so fort dauerte, so hatte die Oppositionspartei allen Ernstes mit der Regierungspartei den Kampf um die Macht zu führen. Denn schon geschah es, daß auch ältere, unentwegte Kämpfer der Freiheit umfielen und ins feindliche Lager übergingen. Da war z. B. gerade unter Meister Fleckauf. Der galt früher als ein Haupttheld der Dpposition, was richtig war, da er in der Gerbergasse und am Lohgraben, wo er wohnte, unbedingte Autorität besaß, wegen seiner Wissenschaft nämlich. Dieser wichtige Mann fiel nach der andern Seite, ohne daß man eigentlich wußte, warum. Es ging nämlich so zu. Meister Fleckauf führte einen Prozeß gegen seinen Nachbar, den Leinwandhändler Hanssamem; selbstverständlich hatte Herr Feiß den Prozeß geführt, und daß er sich für seinen Klienten wie ein Löwe wehrte, mußte ihm auch der Feind lassen. Er sagte bei der Verhandlung dem Gegenadvokaten alle Schande. Nicht viel fehlte, so hätten die beiden ihre Tintenfassner und Gesetzesbücher einander an den Kopf geworfen. Es wurde Herrn Fleckauf beinahe angst, es könnte ein Unglück geschehen, und wenn auch der Prozeß nicht zum besten stand, so freute er sich wenigstens, die beiden derart hintereinander gebracht zu haben, daß sie sich sicher ihr lebenslang nicht mehr anschauten. Was aber mußte er erleben? Als er den langen Gang des Gerichtsgebäudes hinabging, schaute er zufällig durch ein offenes Zimmer. Und drinnen saßen die beiden Advokaten, traulich miteinander eine Flasche Champagner, stießen an und lachten, daß sie sich schüttelten. Das war für das Verständnis des Meisters zuviel. Beinahe fiel er in Ohnmacht. Indessen kam auch sein Gegner, der Leinwandhändler, vorüber. Fleckauf ergriß ihn schweigend am Arm und zeigte ihm, was da drinnen in der Stube vorging. Die beiden Feinde schauten sich eine Weile ins Gesicht.

„Weißt du, was wir sind?“ fragte endlich Herr Hanssamem.

„Esel sind wir,“ antwortete Fleckauf.
 „Gewesen, sag ich, gewesen! Hier ist meine Hand!“
 „Und hier meine!“

Von Stund' an verglichen sich die beiden, und Herr Fleckauf meldete seinen Übertritt zur Regierungspartei an. Er wollte nicht länger einer Sippenschaft angehören, in der Herr Feiß das große Wort führte. Und Herr Fleckauf wurde nun der eifrigste Regierungsmann, zumal als gar der neue Assessor bei ihm seine Wohnung nahm, weil das Amtsgebäude repariert wurde.

Also an jenem Morgen dachte Herr Fleckauf über alle diese Dinge schweigend nach. Und es entstand in seinem reichen Geist eine Rede, hoch und kühn gebaut; eine Rede, schärfer als ein Schwert, donnernder als eine Batterie. Herr Feiß sollte moralisch vernichtet werden. Als ein Schuft, als ein Verrüger stand er vor den Mitbürgern von Schildberg. Kein lahmer Hund hätte mehr ein Stück Brot von ihm genommen. Und zwar bald sollte dies geschehen, schon am nächsten Sonntag. Auf Sonntag abend war die entscheidende Wahlmännerversammlung festgesetzt. Es handelte sich um nichts Geringeres als darum, nach dem plöthlichen Tode des früheren Abgeordneten zum Landtag einen neuen zu wählen. Alle Augen der Dpposition richteten sich natürlich auf Herrn Feiß. Obgleich eigentlich nichts festgesetzt wurde, galt seine Kandidatur dennoch als selbstverständlich. Freilich, wenn man vor ihm davon redete, wollte er es nicht recht sein. Der selbstlose Mann suchte ja nicht seinen Vorteil, seinen Ruhm. Es war ihm nur um das Wohl des Volkes zu thun; nur auf allseitiges Drängen mehrerer Mitbürger erklärte er endlich, die Kandidatur vielleicht anzunehmen. Aber so weit war es noch nicht. Gottlob hatten auch noch andere Leute mitzusprechen. Meister Fleckauf wollte den Schuft vernichten, ihn moralisch hängen, braten, kochen, spießen.

Während nun der Meister diese Dinge alle in seinem Gemüth erwog, entstand draußen auf der Straße das Geschrei vieler Menschen. Die Gefellen spitzten die Ohren, der Lehrjunge streckte seinen Hals, als ob er von Gummum wäre. Nur der Meister, gänzlich in die Politik versunken, hörte nichts. Da wurde die Thür aufgerissen und die Meisterin Kathrine erschien, gefolgt von der Tochter Lene.

Meister Fleckauf erwachte und schaute seine Frau verwirrt an; darauf erschrak er. Denn Kathrine sah aus wie eine Rachegöttin. Sie hob die Arme beschwörend gen Himmel, als ob sie alle Engel des Jornes herabrufen wollte. So stand sie da einige Sekunden, ohne ein Wort hervorzubringen.

Der Meister warf das Leder weg und sprang von dem Gestell herunter. Die Meisterin ließ die Arme sinken. Ein Strom von Thränen rann ihr über die Wangen, daß man hätte die Hände darunter waschen können. Und nun berichtete sie schluchzend, was sich heute morgen auf dem Wendelinsmarkt zugegetragen. Welcher Schaden, welche Schande der Stadt widerfahren sei.

Auch Herr Fleckauf machte ein bedenkliches Gesicht. Der Stuitgartner, der stets um das Wohlgefallen der Meisterin buhlte, tobt, als ob jemand Schildberg an sieben Ecken angezündet hätte. Wenn er den Schuft wußte, der jene Nachricht in die Zeitung hätte rücken lassen, so würde er, drohte er, demselben die Haut abziehen und der Meisterin ein paar Stiefel davon machen. Und da der Lehrjunge sich über die ganze Geschichte

...nähern schien, so
 ...dass er in
 ...der Meister
 ...ein pöbelhaftig
 ...nach der U
 ...machte, fr
 ...hat denn, n
 ...auf den Markt
 ...einen Bedacht
 ...brühen sich.
 ...sich i
 ...meinte, sie
 ...und D
 ...hatten
 ...schickte nach
 ...mit gelost?
 ...aber gew
 ...es ge
 ...für den Me
 ...der Ges
 ...des Abvol
 ...die Hof
 ...wurden alle die sch
 ...Dem Hofme
 ...wie dem
 ...der Wirt
 ...damit
 ...die große Z
 ...allein die
 ...ein
 ...sollte er
 ...bekannt
 ...einstig un
 ...über das
 ...die Z
 ...be
 ...Anstän
 ...Kommission
 ...Falsche D
 ...Wen- und C
 ...viel Geld von
 ...die Schlinge a
 ...von den
 ...die Wein
 ...dies
 ...thun dem
 ...der sich
 ...Die Schild
 ...Verleumdung
 ...wie es ja in ma
 ...Der Hof der
 ...den Mann.
 ...Frau und Tod
 ...von Hans th
 ...Kreuzot schult
 ...Anzeig
 ...schle
 ...den Hof
 ...Hose einen zweite
 ...betreffend. Da
 ...war bereits Mü
 ...langrige Schü
 ...ausgesprochen
 ...Lauten u
 ...wäre die Tisch;
 ...wie üblich, in
 ...zu legen. Aber
 ...dem Tisch wie ei

noch zu amüfieren schien, fo fuhr ihm der Erzürnte in die Haare, daß er im Schmerz alle Heiligen anrief.

Wie gefagt, der Meister war gleichfalls empört. Aber als ein philofophifch angelegter Mann forfchte er auch hier fogleich nach der Urfahe. Als die Kathrine eine kleine Pause machte, fragte der Meister überlegen lächelnd: „Wer hat denn, nachdem das Kraut in Hülle und Fülle auf dem Markte war, am meiften gekauft?“ Er hatte einen Verdacht.

Kathrine befann fich. Sie wußte es nicht. Jedoch trat jetzt Vene vor, die fich ihres gefüllten Korbes entledigt hatte, und meinte, fie habe den Rosenwirt durch die Reihen gehen und Dutzende von Wagenladungen Kraut kaufen fehen.

Der Meister lächelte noch viel überlegener. „Hab' ich's nicht gefagt?“

Das hatte er aber gewiß nicht, fo fehr auch der Stuttgarter bezeugte, es gehört zu haben.

Damit war für den Meister die Sache erledigt. Der Rosenwirt war ja der Gefinnungs- und Parteigenoffe, der Spießgefelle des Advokaten. Die beiden trieben einander gegenseitig die Hufen in die Küche. In der „Rose“ wurden alle die fchwarzen Pläne der Dpofition gefchnitten. Dem Rosenwirt war ebenfo alle Schlechtigkeit zuzutrauen wie dem Advokaten. Was lag alfo näher, als daß der Wirt die falche Nachricht in das Blatt befördert hatte, damit die Schildberger ihr Kraut kauften, ehe die große Zufuhr kam. Dann war er Herr der Lage; er konnte allein die Preise diktieren, den ganzen Markt ankaufen und ein riesiges Gefchäft machen. Ähnliche Stüde follte er schon viele verübt haben, wie feine Gegner behaupteten. Überhaupt hielt man ihn für habfuchtig, ehrgeizig und gewissenlos. Man wunderte fich nur über das eine, daß der Rosenwirt dem Advokaten überall die Zügel überließ, daß er nicht felbst einen Landtagsfessel begehrte! Er hatte doch zum mindesten ebenfoviel Anhänger als jener. Er war in fämtlichen Kommiffionen, Ausfchüffen und Vereinen Obermeister. Zahlreiche Bürger gingen durch feinen ausgebreiteten Wein- und Gemüsehandel und durch feine fündhaft vieles Geld von ihm ab. Warum zog er nicht felbst die Stränge an? Es war kein Zweifel, daß der Advokat ihm den Borrang um Geld abgekauft hatte. Das war die Meinung der Schildberger.

Freilich entfprach dies nicht der Wahrheit. Die Schildberger thaten dem Rosenwirt bitter unrecht. Er war kein Böfewicht, fondern nur ein etwas thörichter Mensch, der fich von dem Advokaten zu allem brauchen ließ. Die Schildberger aber mußten als geneigt zur Verleumdung ihrer Mitmenschen bezeichnet werden, wie es ja in mancher Stadt der Chriftenheit heute giebt. Der Haß der Schildberger galt mehr dem Geld als dem Mann. Man wußte auch recht wohl, daß feine Frau und Tochter in der Stille den Armen unendlich viel Gutes thaten. Meister Fleckauf jedoch beehrte als Menegat fämtliche Dpofitionsmänner mit feiner kräftigften Abneigung. Er hielt fie für Schufte, famt und fonders, obgleich fie doch nur Dummköpfe waren. Gegen den Rosenwirt nun insbefondere befchloß er, feiner Rede einen zweiten Teil einzufügen, die Krautichandhab betreffend. Damit waren beide vernichtet. Es war bereits Mittag. Die Schulen wipen die rafende hungrige Schülerschar aus ihren Thoren, die Mittagsglocken läuteten vielverheißend. Die Meifterin Fleckauf deckte den Tisch; der Stuttgarter fand bereits auf, um, wie üblich, in der Mittagspause Holz in die Küche zu tragen. Aber immer noch faß der Meister auf feinem Stuhl wie eine breitende Henne über ihren

Stiern. Blöthlich warf er das Feder weg, fprang auf und zur Thüre hinaus.

Befremdet fchauten ihm die Infaßen des Hauses nach; aber er hatte es nicht beachtet. Den Kopf lebhaft fchüttelnd, mit den Händen fechtend, unheilvolle Worte murmelnd, fchritt er rafch dem Wirtshaus zum „Vären“ zu, dem Standquartier der Regierungspartei. Gerade faßen die Heerführer der Regierungsmänner beim Frühfchoppen und fchwapten. Zu ihnen gefellte fich Herr Fleckauf. Natürlich drehte fich das Gefpräch um den Sauerkrautmarkt, und es war Herrn Fleckauf nicht fchwer, die Mitbürger davon zu überzeugen, daß niemand anders als der Rosenwirt der Urheber der unerhörten Ubelthat fein konnte. Noch am felben Nachmittag verbreitete fich das Gerücht über die ganze Stadt. Der fchwarze Schatten des bittern Volkshaffes, fogar vonseiten manches Volksmannes, lagerte wie eine Gewitterwolke über dem Gasthaus zur „Rose“, ohne daß der Herr des Hauses eine Ahnung davon hatte.

An demfelben Vormittag faß um 11 Uhr der Affeffor in der kleinen hinteren Weinstube „Zur goldenen Rose“. Er las in der Zeitung, aber nur mit den Augen, nicht mit den Gedanken. Er wendete zu häufig den Kopf nach der Thür, welche in das Wirtszimmer hinausführte. Der Lefer wettet im stillen, daß er kein männliches Wesen erwartete. Dazu leuchteten feine Augen und Wangen viel zu lebhaft. Ebenso aber feht der Lefer etwas dran, daß der Gegenstand der affefforlichen Sehnsucht das wunderfchöne fchwarzlockige, hochgewachfene Mädchen war, welches eben mit niedergeschlagenen Augen, die Hand auf das pochende Herz gelegt, eintrat. Es war Rosa Stengel, die Tochter des Rosenwirts. Und nun würde mancher Lefer den Affeffor beneiden, wie er ohne weiteres aufstehen, feinen Arm um das errötende fchöne Mädchen legen und es ein Duzendmal auf den roten Mund küffen durfte. Es war ein fchönes, ein königliches Paar. Sie hielten fich feft umfchlungen — ach fie merkten nicht, daß fie schon einen Zufchauer hatten!

„Oho! Ich gratuliere!“
Wie die zwei auseinanderfuhren! Rosa wollte entfliehen, aber Franz hielt fie lachend feft.

„Weibe, liebes Kind! Der darf's wiffen. Alfred, ich stelle dir meine Braut vor!“

Immer noch höchst überrascht näherte fich der heimlich Angekommene dem Paar. Es war der praktifche Arzt Schreiber, der Studienfreund des Affeffors.

„Wo deshalb war die fchöne Jungfer in letzter Zeit fo fpröde, daß fie einem alten Stammgast kaum noch die Hand reichte? Du Racker, wie haft du denn das fertig gebracht? Weißt du denn nicht, daß ich schon längst diese junge Dame heimlich liebe, daß ich vor Kummer sterben werde, wenn du mir sie vor der Nase wegschnappst?“

„Du Glücklicher! Dieses Mädchen lieben und dann sterben! Giebt es ein herrlicheres Los? Nun aber komme und feze dich zu uns. Im übrigen halte reinen Mund, sonst durchbohre ich dich mit einer Kegeltugel!“

Leider entstand draußen im Wirtszimmer gerade ein fürchterlicher Lärm. Rosa mußte nachfehen, was es gäbe. Schelmifch dem Doktor zulächelnd, drückte fie einen leifen Kuß auf die Lippen des Affeffors und verfchwand fehnell wie ein Reh. Die beiden waren allein. Aber der Affeffor schien das Küffen dennoch fchwer lassen zu können. Wenigstens ftürzte er auf den Doktor los, der beinahe entflohen wäre, fiel ihm um den Hals und fchmagte ihn ab.



„Du bist verrückt. Du kannst einen Farbldustenden Doktor nicht mehr von einem schönen Mädchen unterscheiden. Meinen Eisbeutel her, Aderlassen!“ schrie der Doktor.

„Seid umschlungen, Millionen!“ rief der Assessor. „Jetzt schnappe nicht vollends über, sondern setze dich und erzähle wie ein Christenmensch, wie du dieser schwarzen Here, die fast unzugänglich schien für Männer und gar für unsereinen, wie du diesem herrlichen Geschöpf den Kopf verdreht hast.“

„Später einmal. Die Geschichte datiert schon länger. Schon in der Residenz, wo Köschen im Institut Pfeiffer war.“

„Du Ganner! Also um der Paar schwarzen Augen willen bist du in dieses Sauertrautnest gezogen? Und da liegt mir der Kerl vor, die Sehnsucht nach mir lasse ihm keine Ruhe!“

„Der Zweck heiligt die Mittel. Maul halten! Sie ist meine Braut.“

Der Doktor machte ein Gesicht, wie wenn er im Augenblicke in einem besonders kritischen Fall an ein Krankenbett gerufen wäre.

„Hm, hm! Wollen sehen, wollen sehen!“

„Was wollen wir sehen?“

„Wie die Sache ausgeht.“

„Mit einer Hochzeit natürlich.“

„Hm, hm!“

„Was meinst du? Sage es heraus! Schiefe los!“

Der Doktor war stets ein Wichtigkeits trämer gewesen, ein Heulmaier, wie ihn der Assessor nannte. Jetzt zog er die Stirn in finstere Falten und begann:

„Es scheinen dir in deinem bekannten jugendlichen Leichtsin die Schwierigkeiten vollkommen entgangen zu sein, die deinem Eheprojekt entgegenstehen.“ Der Assessor lachte laut. Aber jener fuhr fort: „Sonst müsstest du gemerkt haben, daß der Advokat Feiß, der größte Schuft, der unter Sonne, Mond und Sternen einherwandelt, vom Vater bereits das Versprechen hat, daß seine Tochter keinen andern heiraten dürfe als ihn. Auch hat er bereits Wind von deiner Piebschaft.“

„Weiß ich alles. Der Alte ist ein Gimpel und läßt sich von dem Advokaten stets beschwören. Der Schuft hat ihm beigebracht, alle Beamte seien — was weiß ich, was; und ein rechtschaffener, gesinnungstüchtiger Volksmann dürfe seine Tochter nicht solch einem Volksbedrücker, Schmarotzer, Blutsauger, Bettelmann geben. Eben aus diesem Grunde möchte ich den Alten losreißen von seinem bösen Geist. Sonst kriege ich die Rosa nicht. Er hat ihr schon gedroht, wenn sie nicht den Advokaten nähme, sie ins Kloster zu stecken. Und

was er einmal in seinem Schadel hat, führt er auch aus. Das giebt eine famose, lustige Geschichte!“

„Lustig? Du bist ein Satansbraten. Ja, bei allen Göttern Afiens! Wie willst du denn da hindurchkommen?“

„Höchst einfach! Ich bringe den Advokaten und seinen Freund Rosenwirt dermaßen hintereinander, daß sie sich gegenseitig nicht nur nicht die Tochter, wohl aber Arsenik geben möchten.“

„Das ist ein vergebliches Unterfangen. Ich wüßte nicht, wie das möglich wäre.“

„Was ist einfacher als das? Ich lasse den Rosenwirt als Landtagskandidaten aufstellen. Er plagt ja vor Ehrgeiz.“

„Den Esel! — Verzeihe, dein zukünftiger Herr Schwiegervater ist in meinen Augen nicht der Klügste.“

„Er hat für so ein Nest wie Schildberg gerade Verstand genug. Etwas mehr wäre schon zuviel. Ist vielleicht der Regierungskandidat, der diese Holzhändler Strohdach nur um ein Haar gescheitert? Es bleibt nur eine Wahl: entweder einen Thoren oder einen dummen Kerl können wir in den Landtag bringen.“

„Es wird nicht gehen! Willst du als Beamter für den Volksparteiler wählen?“

„Habe ich jemals etwas angefangen, das ich nicht auch zu Ende brachte?“

„Das stimmt. Ein Ende hat schließlich alles. Es fragt sich nur, was für eins. Doch das sind keine Sachen. Mach's, wie du willst!“

Damit verabschiedete sich der Doktor, nachdem er sein Glas ausgestürzt hatte. Ein klein wenig Eifersucht und Neid war doch auf seinem Gesicht zu lesen.

Es war unterdessen 12 Uhr geworden. Der Assessor holte sein Notizbuch hervor, riß ein Blatt heraus und schrieb einige Zeilen darauf. Sie lauteten: „Wie man aus eingeweiheten Kreisen vernimmt, soll die Oppositionspartei beabsichtigen, den Herrn Hotelbesitzer Stengel zur „Rose“ als Kandidaten aufzustellen. Wenn dies wirklich geschieht, so wird allerdings unserer Partei ein schwerer Schlag zugefügt. Denn Herr Stengel hat sich um unsere Stadt so viele Verdienste erworben, daß ihm nicht nur zahllose Stimmen, sondern auch ebensoviele Herzen zufallen werden. Mit Herrn Stengel auf der Liste wird die Opposition sicherlich siegen. Indessen ist bei der bekannten Bescheidenheit des Genannten nicht abzusehen, ob er sich das Mandat aufdrängen lassen wird. Er liebt mehr die zurückgezogene Stille des Ehrenmannes, der sich selbst kennt und sich selbst genug ist. In diesem Falle wäre für uns der



Wah sie merkten nicht, daß sie schon einen Zuschauer hatten!

...erlaubt zu erheben
...zu arbeiten un
...Jeder Mann, d
...König und Vaterland,
...eine treten und mit
...einen hochverdienten
...einen Holzhändler
...das Salt zu
...ist gleich, welchen
...hätten. Wenn man
...wie das möglich auch
...erhöht sich der Aff
...die Bestrafung. Alles
...den Bayern und Bärge
...verpflichten die Hand
...nicht gehen; nur Wun
...Gottes Wille ist!

...Wahl des St. Wendel
...den guten Zweck Sch
...für die Schatz, wenn
...wird wählen, so die B
...beschließen. Große
...der Wahl, welcher
...nicht konnte, war vo
...die Bürger gelangt un
...der Verlust der Frau
...einander kämpften,
...rückwärts in die Auge
...sah, die Götter von
...war es in Schilde
...zu leicht zwische
...wären.

...Wahlzettel, die ü
...wäre natürlich gan
...hätte. Im nord
...des westlichen Bayern
...wäre, aneinander wörl
...nicht verurteilt hätten. E
...Schildberger um die
...sah. Die Bürger d
...haben hatten, konnten d
...nicht möglich herüber un
...Hörtenzimmers endlic
...menschlichen Herd nicht
...war gar nicht lassen for
...Im Nebenzimmer
...der Kopf in die G
...sein Gesicht war i

...der Zeit bedeutete die
...denjenigen Mann.
...des Hofes Wunsch
...waren. Abgelesen dat
...minister“ seinen W
...gehöriger Hintergrund
...in der Residenz ganz
...nicht konnte, war er sel
...er nicht solche Wör
...hätte er niemals siche
...ge nicht, wo der alte
...hätte hätte sich zu
...ge felt, daß Herr
...„Wann es gar auf
...nicht, so dürfte d
...den Advokaten re
...wäre von den Fraue
...ein treuerlicher Gatte un

Zieg zuversichtlich zu erhoffen und wir werden nicht müde werden, zu arbeiten und zu wirken für unsern Kandidaten. Jeder Mann, der noch Treue im Busen hat zu König und Vaterland, wird am Tage der Wahl an die Urne treten und mit Mannesmut sagen: Ich wähle unsern hochverdienten und allverehrten Mitbürger Herrn Holzhändler Stroh." Rächelnd faltete der Assessor das Blatt zusammen.

"Es ist ja gleich, welchen Krautkopf wir in den Landtag schicken. Wenn man mit Narren zu thun hat, muß man zeitweise auch die Narrenkappe aufsetzen."

Hierauf erhob sich der Assessor und schritt grüßend durch die Wirtsstube. Alles war gedrängt voll mit lärmenden Bauern und Bürgern. Köschen konnte ihm nur sehr verstoßen die Hand reichen.

"Es wird gehen; nur Mut," flüsterte der Assessor. "Wenn's Gottes Wille ist!" antwortete das Mädchen.

Am Abend des St. Wendelintages waren die Wirtshäuser der guten Stadt Schildberg mehr besetzt als sonst. Wie die Schafe, wenn ein Gewitter kommt, sich aneinander drücken, so die Bürger von Schildberg in den Wirtshäusern. Große Ereignisse lagen in der Luft. Der Artikel, welcher von der Kandidatur des Rosenwirts handelte, war vor dem Nachessen in die Hände der Bürger gelangt und hatte fast die Aufregung über den Verlauf der Krautbörse verdrängt. Wenn Götter miteinander kämpfen, fahren den Menschen die Lanzenplitter in die Augen. Wenn Herr Feiß und Herr Stengel, die Götter von Schildberg, in Streit getreten, so war es in Schildberg nicht mehr gut sein. Man konnte zu leicht zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben werden.

Die Gewitterschwüle, die über ganz Schildberg sich lagerte, machte natürlich ganz besonders die Luft in der „Rose“ schwer. Im vorderen Zimmer saßen nicht viele Leute, meistens Bauern, welche schon stark angeheitert waren, entweder weil sie zu gut oder zu schlecht ihr Kraut verkauft hatten. Sie kümmerten sich weniger als die Schildberger um die Wahlhändel und waren sehr lebhaft. Die Bürger der Stadt aber, die sich angefundnen hatten, duckten die Köpfe zusammen und flüsternten ängstlich herüber und hinüber. Die Stammgäste des Hinterzimmers endlich hatten vorgezogen, heute den heimatlichen Herd nicht zu verlassen, was die Gattinnen gar nicht fassen konnten, zumal es ja Markttag war. Im Nebenzimmer saß allein der Rosenwirt. Er stützte den Kopf in die Hand und schaute vor sich nieder. Sein Gesicht war vor Aufregung stark geröthet.

In der That bedeutete die kurze Zeitungsnotiz viel für den ehrgeizigen Mann. Es war wirklich seit lange das letzte Ziel seiner Wünsche, einmal in den Landtag zu kommen. Abgesehen davon, daß der Titel „Landtagsabgeordneter“ seinem Wein- und Gemüßgeschäft einen großartigen Hintergrund gab, daß er als Abgeordneter in der Residenz ganz neue Handelsverbindungen anknüpfen konnte, war er selbst persönlich viel zu eitel, als daß er nicht solche Wünsche bei sich gehegt hätte. Nur dachte er niemals sicher an ihre Verwirklichung, auch jetzt nicht, wo der alte Abgeordnete gestorben war. Der Advokat hatte sich zu sehr vorgedrängt; es stand schon zu fest, daß Herr Feiß der Auserkorene sein würde. Wenn es gar auf einen öffentlichen Wahlkampf ankam, so durfte der Rosenwirt es niemals wagen, dem Advokaten rednerisch gegenüberzutreten. Er verstand von den Fragen der Politik gar nichts. Er war ein trefflicher Gatte und Geschäftsmann, aber von

mäßiger Volksschulbildung. Seine angesehene Stellung verdankte er keinem Gelde, oder vielmehr dem seiner Frau, denn er selbst hatte fast nichts bejessen, als er die verwitwete Rosenwirtin heiratete. Ohne sein Geld wäre er so unbedeutend gewesen als irgend ein Krämer der Stadt. Dagegen der Advokat besaß nicht nur den großen Reichtum, den ihm seine Praxis eingetragen hatte, sondern auch eine überlegene Bildung und große rednerische Gewandtheit. Herr Stengel mußte sich selbst sagen, daß jener tauglicher war als er. Und selbst wenn er an einen Wahlstreit gedacht hätte, so würde ihn das Heiratsprojekt davon abgehalten haben. Obgleich des Advokaten Privatleben etwas unruhig war, hätte er ihn doch ganz gerne als Schwiegerjohn angenommen. Er war ja in jeder Beziehung eine treffliche Partie. Allerdings noch schöner, ja, ganz wunder schön wäre es, wenn er, der Rosenwirt, selbst in das Abgeordnetenhaus einzuziehen würde. Schon um seiner Frau willen! Denn als Deputierter, als Erwählter des Bezirks, bedeckt mit Ehren und Würden, hätte er seiner Frau gegenüber sich als gleichberechtigt betrachtet, während es ihn jetzt immer noch wurmte, daß das Ansehen eigentlich von dem Gelde der Frau herrührte.

Und nun war sein Name in der Zeitung genannt. Vielleicht weiß der Leser, was es heißt, seinen Namen zum erstenmal gedruckt zu sehen. Man bekommt einen ordentlichen Respekt vor sich selbst. Man meint plötzlich, ein anderer geworden zu sein, als man gestern war. Die Buchstaben der Zeitungsnotiz tanzten daher dem Rosenwirt manchmal ganz verführerisch vor dem Gesichte herum; dann schienen sie wieder höhnische Grimassen zu schneiden, als ob sie sagen wollten: du bist eben nichts, du wirst nichts als der Rosenwirt von Schildberg. Du hast nicht das Zeug zu etwas Höherem. Und misshütig schlug der Nachgrübelnde mit der geballten Faust auf die unverkämten schwarzen Gesellen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, welche von dem Hausgang aus direkt in das Zimmer führte, und Herr Feiß trat ein. Auch ihm stand die Aufregung auf dem Gesichte zu lesen. Sofort nach der kurzen und etwas frostigen Begrüßung begann er: „Sie denken wohl über den famosen Artikel nach, der von Ihnen handelt?“

„Eben habe ich ihn gelesen,“ erwiderte möglichst gleichgültig der Wirt.

„Die Absicht dieses elenden Nachwerks ist aber durchsichtig genug. Man will Verwirrung und Trennung in unsere Reihen tragen, damit die Gegner siegen.“

Herr Stengel horchte auf. Die großen Lobspprüche, an denen er sich soeben geweidet, sollten unecht, sollten nur eine plumpe Falle sein? Das hörte er nicht gern. Dem sonst so schlauen Advokaten entging leider das Befremden des Rosenwirts. Er sah zufällig in die Zeitung.

„Denn das steht doch fest,“ fuhr Feiß fort, „daß nur einer von uns Kandidat sein kann, nicht zwei.“

„Das heißt also Sie, Herr Feiß?“

„Das will ich nicht entscheiden. Aber doch nur einer? Nicht wahr?“

„Nun, in dem Artikel ist ja auch nur von einem die Rede.“

„Jawohl, jawohl! Aber denken Sie denn wirklich im Ernst an Ihre Kandidatur?“

„Und wenn ich's thäte?“ Der Rosenwirt war eingebildet. Nicht vergebens hatte der Advokat ihn so lange geschmeichelt.

„Unfinn!“ warf Herr Feiß wegwerfend hin.

„Unfinn? Weshalb Unfinn?“

„Das geht doch nicht. Was wollen denn Sie im Landtag?“

„Genau, was Sie drin wollen. Raten, stimmen, beschließen.“

„Ach was! Nehmen Sie mir's nicht übel, aber dazu besitzen Sie nicht die Bildung wie ich.“

„Man nenne jemand einen Schurken, so wird er nicht so wütend werden, als wenn man ihn einen Dummkopf nennt. Der Rosenvirt fuhr in die Höhe.“

„Seit wann sind denn alle Leute außer Ihnen dumm?“

„Das habe ich nicht gesagt.“
„Aber Sie meinen es, und ich verbitte mir, daß Sie das meinen.“

„Ich meine es nicht, auf Ehre nicht! Aber . . .“
„Wenn es mir einfällt, mich zum Kandidaten für den Landtag aufstellen zu lassen, so brauche ich niemand um die Erlaubnis dazu zu fragen! — Oder?“

Auch der Advokat wurde giftig.

„Dann hätten Sie mir das früher sagen sollen, damit wir die Sache hätten überlegen können.“

„Ich kann mich nicht bejimmen, daß Sie mir Ihre Kandidatur zur Begutachtung vorgelegt hätten.“

„Ich betrachtete mich bisher als den Mann des Vertrauens. Aber nun sehe ich, daß Sie mich hintergangen haben, daß Sie eine schmälende Hintertreppchenpolitik treiben. Sie ruinieren die Partei.“

„Nein, Sie ruinieren sie durch Ihre Annahme, Ihre Herrschsucht, durch Ihren Ehrgeiz! Meinen Sie, wir Bürger lassen uns von einem Advokaten meistern?“

„Das verstehen Sie nicht!“

„Was verstehen denn Sie? Sie können mit Ihrem Mundwerk ums Geld heute einen ehrlichen Menschen als Schuft erklären und morgen denselben Schuft wieder ums Geld weiß brennen.“

„Sie beleidigen mich. Ich werde Sie in der Partei an die Wand drücken. Ich bitte Sie, überlegen Sie sich die Sache nochmals. Jetzt, in der Stunde der äußersten Gefahr, wollen Sie diesen Riß in unsere Partei machen?“

„In unsere Partei nicht, aber in Ihre Pläne, Herr Advokat! Machen Sie, was Sie wollen, ich mache, was ich will!“

Damit lehrte der Wirt dem Gaste den Rücken und schritt stolz hinaus. Auch der Advokat entfernte sich zornig durch die andere Thüre.

Der Riß zwischen den beiden war fertig. Herr Feiß hatte den Rosenvirt in der Aufregung als einen beschränkten Menschen erklärt, und dieser, der seine Schwäche fühlte, oder gerade weil er sie fühlte, ließ

sich dies nicht gefallen. Das waren die Folgen der Politik des Advokaten. Er hatte den Bürgern, um sie zu fangen, den Vei zu sehr um den Mund geschmiert. Er hatte ihre Klugheit, ihre Ehrenhaftigkeit, ihre Festigkeit gerühmt gegenüber den bösen Absichten der Regierung und ihrer Organe. Es war ein gefährliches Spiel, sie dadurch beherrschen zu wollen, daß er ihre Einbildung steifte. Diese Einbildung konnte sich auch gegen ihn wenden, und dann hatte er verloren. Dieser Augenblick aber war gekommen. Der Affessor hatte ganz richtig gerechnet, wenn er auch nicht dachte, daß die Sache mit einem einzigen Wurf gelänge.

Es dauerte keine halbe Stunde, so galoppierte schon der Hausknecht der „goldenen Rose“ wie ein Donnerwetter durch die Gassen der Stadt, um auf Einladung des Rosenvirtes die Partei mobil zu machen und nach der „Rose“ zu rufen. Manche folgten, manche auch nicht. Die Sauerkrautgeschichte, welche man nach des Schusters



„Zeit wann sind denn alle Leute außer Ihnen dumm?“

Annahme allgemein dem Wirt zuschrieb, hatte manches Freiheitsherz bedenklich der guten Sache entfremdet. Es standen Massenübertritte zur Regierungspartei bevor. Denn solch eine Schandthat war doch zu unerhört. Sie schrie gen Himmel zum heiligen Wendelin um Rache. Allein auf der andern Seite durfte man sich doch auch den mächtigen Rosenvirt nicht zum Feind machen. Es erschienen doch in der „Rose“ ziemlich viele Parteimänner, zuletzt der Hausknecht mit zerschundenem Gesicht. Er erzählte, wie ihm auf dem halben Weg der Aufseher des Advokaten begegnet sei, der gleichfalls für seinen Herrn mobil machen wollte. Aber

er habe den roten Schlingel gezeichnet, daß er schleunigst sich aus dem Staube machte. Allgemeine Heiterkeit und ein Gulden bildeten den Lohn der Heldenthat.

Und nun trug der Rosenvirt den Fall vor. Er legte den Zeitungsartikel seiner Erörterung zu Grunde, erzählte die Unverschämtheit des Advokaten und forderte die Bürger auf, sich nicht mehr von diesem hergelassenen Keil tyrannisieren zu lassen. Es sei ihm, dem Rosenvirt, nicht um seine Person zu thun, seiner wegen könnten sie wählen, wen sie wollten. Nur sollte es ein Bürger von Schildberg sein. Der Charakter des Advokaten, den allerdings niemand besser kannte als der Rosenvirt, fand natürlich die gebührende, wenig schmeichelhafte Beleuchtung.

Allein der Erfolg war nicht der, welchen sich der Rosenvirt dachte. Es ging zwar ein Gemurmel durch die Reihen, aber man konnte dasselbe ebensogut als Beifall, wie als Murren deuten. Dem Rosenvirt stieg es auf wie Furcht, er könne einen dummen Steich gemacht haben.

„Was meint Ihr also? Redet, sprecht Euch aus!“
„Aber es redete keiner. Sie schüttelten die Köpfe, zuckten die Achseln, murmelten untereinander.“

„So redet doch, daß man weiß, wie es steht!“
Dem Rosenwirt kam der Angstschweiß.

„Wenn man's sagen darf,“ meinte jetzt eine Stimme im Hintergrund.

„Nur 'raus damit, daß es einen Anfang giebt!“ rief ein anderer.

„Mit dem Sauerkraut.“
„Was für Sauerkraut?“ fragte der Wirt.

„Mit dem Artikel in der Zeitung wegen der Händler. Den hättet Ihr gemacht, sagen die Leute.“

„Ich?“ Der Rosenwirt trat auf den Sprecher zu, daß dieser sich verkroch. Es war der Hutmacher Säuerle. Er schlüpfte ganz und gar in seinen ungeheuern Cylinder hinein, wie eine Schnecke in ihr Haus.

„Wer sagt, ich hätte den Artikel gemacht, der ist ein Schuft, ein Vube, ein Lügner. Und hundert Gulden gebe ich dem, der mir herausbringt, wer den Artikel geschrieben hat.“ Also schrie Herr Stengel mit Donnerstimme.

Es gab ungläubige Gesichter. Der Wirt wiederholte seine Beteuerungen in den stärksten Ausdrücken. Aber er konnte die Mitbürger nicht überzeugen. Er merkte, was man ihm zutraute. Er verzweifelte. Die Beratung löste sich auf, ergebnislos. Der Rosenwirt schloß sich niedergeschmettert. Noch am selben Abend klopfte er den Redakteur der Zeitung heraus, um zu erfahren, wer der Missethäter sei. Vergebens. Der Redakteur sagte es nicht. Der Rosenwirt hatte Lust, dem Menschen alle Knochen im Leibe zu zerschlagen, that es aber doch nicht. Die Wut sprengte ihn fast auseinander. In jener Nacht schloß er kein Auge. Gleich in der Frühe des andern Morgens eilte er zum Oberamt, um die Fahndung und Bestrafung des Verleumdete, zu beantragen. Der Assessor war verreist auf einige Tage, sein Vertreter, ein junger Mann, mit den Stadtverhältnissen nicht bekannt. Der Rosenwirt mußte eilen von einem zum andern; er mußte schmeicheln, bitten, beteuern wie in seinem Leben noch nie. Aber er fand kein rechtes Gehör. Wie ein böser Geist blieb ihm überall Meister Fleckauf auf den Fersen und verwichte allen Erfolg. Es waren qualvolle Tage, hätte er doch die Geschichte nie angefangen! Aber der Rosenwirt gab nicht nach. Er ließ durch seine Helfershelfer die Vermutung austreuen, er könne seine zahlreichen Schulden seinen Horn fühlen lassen, wenn der Advokat gewählt werde. Meister Fleckauf triumphierte. Seine Rede war fertig, das Schwert geschliffen, das Opfer bereits matt. Nur ein Stoß, und es lag am Boden.

Am Sonntag mittag kam der Assessor von seiner Reise zurück. Kaum war er beim Schuster Fleckauf in seiner Wohnung abgestiegen und hatte den Sachverhalt erfahren, so stürzte er in die „Rose“. Er traf den Wirt weich wie ein frisch gegerbtes Leder. Keine Spur mehr von Hochmut und Progenhaftigkeit.

Der Assessor wollte offen reden.

„Herr Rosenwirt,“ begann er, „was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den zur Stelle schaffe, der den Artikel in das Amtsblatt gesetzt hat?“

„Alles!“ schrie der Rosenwirt.

„Geben Sie mir Ihre Tochter?“

„Das ist zu viel, das muß überlegt sein.“

„Was geben Sie mir, wenn ich Sie in den Landtag bringe?“

„Sie? Mich? Wieso können Sie das und wollen

Sie das?“ Dem Oppositionsmann begann sich im Kopfe alles zu drehen. Der Staatsbeamte sollte ihn, den Feind der Regierung, in den Landtag bringen?

„Das kann ich und will ich.“

„Ich bin ein Mann von der Volkspartei; ich bin ein Anhänger der Freiheit. Wie können Sie für mich wirken?“

„Ganz einfach: Sie schließen sich der Regierungspartei an.“

Der Rosenwirt schnappte nach Luft und wehrte mit beiden Händen ab. „Lieber sterben, als so eine Charakterlosigkeit begehen! Sie würden in der Stadt mit Fingern auf mich deuten.“

„Fällt Ihnen nicht ein! Sie erklären heute abend in der Wahlmännerversammlung, Sie wollten fernerhin nicht mehr einer Partei angehören, welche den Advokaten unter sich duldet.“

Das leuchtete eher ein.

„Ferner,“ fuhr der Assessor fort, „kann ich Ihnen folgende Enthüllungen machen, aber im tiefsten Vertrauen. Ich komme nämlich eben aus der Residenz und vom Minister. Die Stadt Schildberg erhält die drei Schwadronen Dragoner, um welche sie so lange vergeblich gekämpft hat, wenn . . .“

„Wenn?“

„Wenn sie einen manierlichen Vertreter in den Landtag sendet. Sie werden doch nicht glauben, daß man die Widerspenftigkeit von Schildberg, die ewige blinde Opposition noch mit drei Schwadronen belohnt?“

Es war fast zu viel auf einmal. Drei Schwadronen Dragoner in das alte Kloster gerade neben der „Rose“!

Die „Rose“ erhielt dadurch den doppelten Wert. Dem Wirt schwindelte. Er lieferte bereits im Geiste sämtliche Heu und Sauerkraut für drei Schwadronen.

„Und was bekomme ich für das alles?“ fragte der Assessor weiter.

„Was Sie wollen! Meine Tochter, meinen Hausknecht, meinetwegen meine Frau und Großmutter dazu!“

„Hurra!“ schrie der Assessor und stürmte ins Wirtszimmer hinaus. Zum Glück war Rosa nicht anwesend, sonst hätte sie der junge Mann in offener Wirtschaft unarmt. Er flog die Treppe zu der Privatwohnung der Familie empor, und richtig fand er Rosa gerade aus der Kirche kommend. Ohne weitere Höflichkeiten fiel er der erstaunten Geliebten um den Hals; als die Schwiegermama dazu kam und um Hilfe schreien wollte, bekam auch sie ihr Teil weg; sogar die alte häßliche Küchenmagd, die gerade den Weg krenzte, wurde gerührt in die Arme geschlossen. Nur nach und nach, und sehr mangelhaft, konnte der Glückliche den Sachverhalt erklären und zugleich berichten, er sei schon seit einiger Zeit im stillen für einen ehrenvollen Posten im Ministerium auserselben gewesen; nun aber, da die Stelle endlich frei geworden, sei er dazu ernannt und werde in einigen Tagen schon abreisen. Dann sofort Hochzeit u. s. w. Auch der Rosenwirt kam dazu; er wollte protestieren. So weit sei es noch nicht. Er habe nur Spaß gemacht. Zuerst müsse der lumpige Advokat herunter und er hinauf auf seinen Landtagsstuhl. Dann erst könne im Ernst von der Verlobung die Rede sein. Auch verlange er, daß der Assessor qualvollerst ihm den Spießbuben namhaft mache, der jenen Lügenartikel in die Zeitung habe rücken lassen.

Der Assessor lachte laut auf.

„Und was werden Sie ihm thun?“

„Ich werde ihm sämtliche Rippen im Leibe zerbrechen.“

„Also los! Fangen Sie an! Hier steht er vor Ihnen.“

„Was? Sie? Wie kommen Sie dazu?“
 „Aus Längeweile und um den Städtern einen Gefallen zu thun. Ich hörte die Nachricht von einem Händler, den ich in meinem Wagen mitfahren ließ, und brachte sie brühwarm auf die Redaktion des Amtsblattes. Was kann ich dafür, daß mich der Händler angelogen hat?“

„Da schlag' ein lahmer Esel drein,“ sprach der Wirt und faltete die Hände. „Also Sie sind's wirklich und kein anderer, und man darf's sagen?“

„Wem Sie wollen. Aber ich warte mit Schmerzen, daß Sie mir meine Rippen einschlagen. Kommen Sie doch her!“ Und die beiden Männer umarmten sich.

Bis der Assessor wieder auf die Straße kam, war schon die Nachricht von der Verlobung hinausgegangen. Die Magd war schnurstracks in die dichten Volksmengen hineingerannt, die von der Kirche her noch bei einander standen, und hatte ihnen die Neuigkeit erzählt, auch daß sie selbst einen Kuß bekommen habe. Neue, verderbliche Aufregung, denn nun war man erst recht in Angst. Wieviele hatten bei dem Assessor über den Rosenwirt gescholzt, und dann wieder beim Rosenwirt über den Assessor, die Regierungskreatur! Eher hätte man gedacht, daß Berg und Thal zusammenkämen, als diese zwei.

Am meisten erstaunt war jedoch Meister Fleckauf, der Schuster. Als ihm der Assessor seine Verlobung mitteilte, saß der Alte gerade heimdärmelig am Ofen und trank schwarzen Kaffee. Die Meisterin ging mit gerötetem Gesicht einher, Vene weinte verstohlen. Das bedeutete, daß Meister Fleckauf wieder einmal etwas geladen hatte. Um diese Meinung zu widerlegen, pflegte er jeweils sämtliche Schlenken seiner Beredsamkeit aufzuziehen; er wollte damit zeigen, daß er vollständig bei Verstand sei, erreichte aber stets das Gegenteil, indem seine schwere Zunge mühsam den größten Unsinn herauswälzte. Heute nun war die Veranlassung des Nauisches die, daß Meister Fleckauf sich seit dem frühen Morgen für seine Rede Mut trank, zuerst mit Schnaps, dann mit Bier, dann mit Wein. Jetzt war er geradezu bezechet. Nur schwer konnte er sich den Sachverhalt, den ihm der Assessor erzählte, klarlegen. Darüber, daß der Assessor sich als den Verfasser des Krautartikels bekannt, war er sehr ungehalten. Er mußte jetzt mit einem einzigen Federstrich den zweiten Teil seiner glänzenden Rede austreichen. Das machte ihm so viel Beschwer, daß er dem Assessor riet, sich nach einer andern Stelle umzusehen. Denn die Schildberger würden ihm die Geschichte bis an den jüngsten Tag nachtragen. Nun, dem war ja schon abgeholfen durch die bevorstehende Verfertigung. Herr Fleckauf, darüber tief gerührt, ja geknickt, konnte nunmehr dem letzten Wunsch des Assessors gar nicht widerstehen: er solle in aller Geschwindigkeit ihn, den Assessor, als Sündenbock ausschreien und dagegen den Rosenwirt entlasten, ja sogar noch ein gutes Wort für denselben einlegen. Meister Fleckauf besorgte dies alles so gerührt und freudig, als sei er nie ein Regierungsmann und politischer Gegner des Rosenwirts gewesen. Der bevorstehende Abschied vom Assessor hatte alle edlen Seiten seines Charakters entfaltet. Ja er pries den Rosenwirt, dem Assessor zuliebe, in den lebhaftesten Farben, während er dem Advokaten nach wie vor alles Schandhafte anhängte. In Zeit von einer Stunde stimmte die ganze Gerbergasse sowie der Lohgraben in die Meinung des Meisters Fleckauf ein, so verworren dieser sie auch vorbrachte.

Allein die größte Überraschung kam noch des Abends

bei der Wahnmännerversammlung. Es waren beide Parteien geladen, aber in der Erwartung, daß dennoch nur die eigenen Parteileute kommen würden. Allein die Nachricht, daß der Assessor den Krautartikel verübt, sowie die verworrenen Gerüchte, welche sich hieran knüpften, hatten die Neugierde der Bürgerschaft aufs Höchste gespannt. Man stand ja am Vorabend ungeheurer Ereignisse. Da wollte doch jeder sehen, wie die Geschichte ausginge. Der Saal im oberen Stock wurde gefüllt. Der Advokat hatte abfragen lassen. Man wartete auf das Erscheinen des Rosenwirts.

Endlich trat er ein. Eine große Sicherheit redete aus ihm. Er schien gewachsen um einen Zoll, seitdem er Last und Bürde der Kandidatur auf sich ruhen fühlte. Die Schildberger dachten, der Rosenwirt sei doch kein übler Mann.

Und wie zog sich der Rosenwirt aus der schwierigen Lage: als ein vollendeter Staatsmann.

Er begann zuerst zu erzählen, was er schon für die Sache der Freiheit in Schildberg und Umgegend gethan habe. Immer sei er, wenn es die Freiheit des Volkes gelte, im Vordertreffen gestanden. Nicht umsonst haßten sie ihn oben im Ministerium. Und so lange noch ein Atemzug in ihm sei, werde er fortfahren, die Rechte des Volkes zu wahren. Lieber sterben, als nur einen Finger breit von seinen Grundsätzen abgeben. (Allgemeines lebhaftes Bravo.) Solche Gesinnungstüchtigkeit werde nicht immer erkannt, und noch weniger respektiert; zum mindesten dauere es lange, bis man sie zu schätzen wisse. Dies sei nun aber im vorliegenden Falle endlich eingetreten. Da die Regierung sehe, wie die Bürger von Schildberg nicht warten und nicht weichen, so sei sie klein geworden, habe sie nachgegeben. „Sie will uns befähigen. Hier giebt sie uns ein Geschenk. Ich habe es in meiner Hand. Was meint Ihr, daß es ist? (Alle schauten höchst gespannt auf die offene Hand des Rosenwirts, ohne etwas zu bemerken.) Hier liegt's in meiner Hand. Hier liegen die drei Schwadronen Dragoner. Der Minister hat sie mir selbst anbieten lassen. (Betäubendes Bravo.) Und nun, liebe Mitbürger, wo wir gesehen haben, daß man unsere Freiheitsliebe versteht, ja sogar billigt und belohnt, jetzt dürfen wir auch ein ganz klein wenig näher rücken. Ohne unsern Grundsätzen auch nur das geringste zu vergeben, können wir der Regierung sagen: Gut, wir wollen die Hand annehmen, die ihr uns geboten habt, aber als freie Männer wollen wir geachtet sein, verstanden? Sonst keine Freundschaft. Und so denke ich, würde ich mich, wenn Euer Vertrauen mich beehren würde, ohne meinen und Eueren freiheitlichen Grundsätzen im geringsten untreu zu werden, aber aus Höflichkeit gegen das Entgegenkommen der Regierung, der Regierungspartei anschließen.“

Der Rosenwirt setzte sich und schwieg. Die Bravourstücke schienen das Gemach sprengen zu wollen. Er hatte es schlan angefaßt, und gewonnen. Die Dragoner waren fürwahr treffliche Hilfstruppen gewesen. Und die guten Schildberger Gimpel merkten jetzt ebenso wenig, daß sie an der Nase herumgeführt wurden, als sie es beim Advokaten merkten. Es war alles ein Entzücken. Der Hutmacher Säuerle stellte ohne weiteren Antrag, die Oppositionspartei solle einstimmig den Rosenwirt wählen und auch die Regierungsmänner ihm zustimmen, welcher Antrag keinen Widerspruch fand, also als angenommen betrachtet werden konnte. Es erfolgte ein Hoch auf die Freiheit und auf Herrn Rosenwirt Stengel, den Kandidaten von Schildberg. Er war so gut wie gewählt. An den Advokaten dachte nicht



mand mehr; in angenehmer Unterhaltung verging der Abend.

Doch halt! Einer dachte an den Advokaten: Herr Fleckauf. Er wätzte seine Rede wie einen feurigen Ballen in seinem heißen Gehirne umher. Mehrmals wollte er sich erheben und ansetzen. Aber Schatten der Nacht umlagerten den sonst so hellen Geist. Die Gedanken waren irre, schweifend. Sie ließen sich nicht einfangen, nicht faßbar und zügelanlegen. Er war schwer bezechet. Den ganzen Tag hatte er seine zaghaften Lebensgeister durch allzuviel Spirituosen angefeuert. Nun waren sie betrunken und schlaffüchtig. Alle Müß' umsonst! Die schöne Rede, der unsterbliche Ruhm! Thränen perlten dem wackern Meister aus den Augen. Es hatte alles so schön gepaßt. Es hat nicht sollen sein! Herr Fleckauf lehnte sich in die Ecke und entschlief; seltsame Träume umgaukelten ihn. Er hielt seine Rede im Traum. Tausende von Menschen standen vor ihm, aber alle hatten Krautköpfe, jedoch mit Bärten, Nasen und Augen. Es war auf dem Marktplatz. Deutlich ragte der steinerne Ritter empor. Er, Meister Fleckauf, sagte seine Rede her ohne Aufstoß; Wort reihte sich an Wort, Satz an Satz. Die Sprüche alter und neuer Weisheit aus der heiligen Schrift, wie aus dem Schiller fügten sich in die Reihe ein wie glänzende Perlen. Es war entzückend! Welch ein Bravourstücken, Händeklatschen! Ja so begeistert waren die Zuhörer, daß sie den Mißethäter, den Advokaten, herbeischleppten, an einem Strick, auf ein Schafot, um ihm den Krautkopf abzuschlagen. Ehe Herr Fleckauf abwehren konnte, blitzte das Schwert, und der Kopf des Advokaten rollte in den Sand. Herr Fleckauf wollte mit einem Schredensschrei hinzuspringen, — da war er von der Bank gefallen und lag mitten zwischen den Stühlen. Die Nachbarn hoben ihn auf und führten ihn in die Wirtsstube, wo er sich bei einem guten Glühwein bald wieder erholt. Den Glühwein hatte der Rosenwirt zu Ehren der Verlobung seinen Gästen vorsetzen lassen.

Von jenem Abend an galt der Rosenwirt mit seinen drei Dragonerschwadronen als der Held des Tages. Der Advokat schimpfte dazu noch dermaßen über die bernierten Schildberger, daß sie vollends von ihm gar nichts mehr wissen wollten. Der Kandidat der Regierungspartei aber zog von selbst die Wahlfahne ein. Es war ein faules, dickes Männlein, das sich nur mit Widerwillen so weit vorschleichen ließ. Der Rosenwirt blieb Sieger und Schwiegervater und Regierungsmann. Die Schildberger hatten alle ihre Freiheitsgedanken vor lauter Dragonern vergessen.

Nun muß ich dem geneigten Leser nur noch erzählen, wie an jenem Abend der Wahlbesprechung noch zwei weitere Menschenkinder glücklich gemacht wurden.

Herr Fleckauf hatte noch des süßen Glühweins ziemlich viel getrunken, auch etliche Schnäpse drauf gesetzt. Er meinte, das würde ihm wieder auf die Beine helfen. Allein er irrte sich. Als er geräuschlos aufbrach, um seinem Hause entgegenzuwandeln, merkte er, daß seine Beine absolut unbrauchbar geworden waren. Der Stock entfiel seinen zitternden Händen, er ließ ihn aufzueinander liegen. Zuerst schlich er an den Wänden entlang, aber dann fand er sich plötzlich wieder in einem ganz unbekanntem Thorweg, aus dem er nur mit vieler Mühe wieder herauskam. Mehrmals schien es ihm, als liege jemand vor ihm auf der stillen Straße; wenn er aber näher hinschaute, wer es sei, so war er's selbst. Daraufhin kroch er auf Händen und Füßen weiter wie ein Kind. In seiner gänzlichen Hilflosigkeit begann er plötzlich zu weinen. Er setzte sich auf eine

Treppe und erwartete, was da kommen würde. Etwas Gutes konnte es nicht sein, denn die Nacht war kalt und stürmisch. Aber um Hilfe rufen mochte er auch nicht, denn er fürchtete die grauenhafte Blamage. So war denn seine Lage wirklich eine ganz verzweifelte. Er saß lange und überlegte.

Eben wollte er den Mund öffnen und um Hilfe schreien, als er Schritte hörte. Wer mochte es sein? Freund oder Feind? Alle Heiligen! Es war der Stuttgarter! Fleckauf war gerettet vor Schimpf und Schande, vor Krankheit, vielleicht vor dem Tode. In jener Nacht, als der Stuttgarter den Meister wie einen Malter sack heim schleifte, sagte ihm Herr Fleckauf freiwillig die Hand seiner Fene zu. Der Stuttgarter machte einen Luftsprung, daß er beinahe samt dem Meister in den Straßengraben fiel. Zwar stieg in ihm die Angst auf, der Meister rede nur im Rausch und habe morgen wieder alles vergessen, und er war so frei, diese Befürchtung dem zukünftigen Schwiegervater gegenüber auszusprechen. Aber dieser murmelte nur etwas von „Warten ein wenig“.

Nichtig, als der Stuttgarter das Schloß und die Hausthüre geöffnet hatte, brüllte der Meister aus Leibeskräften: „Kathrine, Fene!“

Die Gerufenen erschienen in leichter Kleidung, mit Lichtern in der Hand. Als die Kathrine den Ehegemahl ohne Hut, mit gläsernen Augen, sah, wollte sie gerade anheben, ein Loblied auf ihn zu singen. Allein Herr Fleckauf hob feierlich seine Hand empor und gebot Schweigen. Dann befahl er lallend den beiden, sich rasch anzuziehen und im Wohnzimmer zu erscheinen: er habe ihnen eine wichtige Nachricht mitzuteilen.

Die Frauen wollten zuerst nicht seinen Worten willfahren, aber nunmehr drohte er, alles kurz und klein zu schlagen, und im Rausch wäre er auch dazu imstande gewesen. Man versammelte sich also im Wohnzimmer, mit finstern Mienen, und hier stammelte Herr Fleckauf mit unendlicher Anstrengung die Verlobungsanzeige.

Was sollen wir noch weiter berichten? Der Rausch, die zerrissenen Hosen, der verlorene Stock und Hut des Meisters waren vergessen. Nicht nur Fene war glücklich, sondern auch die Meisterin, welche den Stuttgarter seit lange in ihr Herz geschlossen, obgleich der Meister sich stets hoch vermessend hatte, seine Tochter dürfte einmal keinen Schuster heiraten. Soweit habe er es gottlob gebracht, daß sie einen besseren Mann bekäme, vielleicht gar einen Schreiber oder so etwas. Nun war er bezwungen. Als der Stuttgarter ihn ausgezogen und ins Bett geschafft hatte, umarmte ihn Herr Fleckauf tief gerührt und gestand ihm, daß er ihn gleich von Anfang an gern gehabt habe, daß er aber niemand von dem heutigen Heimweg etwas erzählen dürfe. Das gelobte der Stuttgarter unter furchtbaren Eiden. Die Sache war richtig und der Fremdling aus Stuttgart wurde ein Sauertraut essender Schildberger Musterbürger.

Wenige Tage darauf wurde Herr Stengel, der Rosenwirt, fast einstimmig zum Abgeordneten gewählt. Der Assessor und der Doktor lächelten, als sie es miteinander in der Zeitung lasen.

Der Doktor sagte: „Kindern und Narren muß man ihren Willen thun, sonst heulen sie. Sie müssen wenigstens meinen, daß sie sich selbst regieren. Denn jedem Narren gefällt seine Kappe.“